

Humus

GASPARD KÖENIG

HUMUS

Aus dem Französischen
von Tobias Roth



Matthes & Seitz Berlin

I

»Regenwurm ist zunächst kein besonders netter Name, das ist eher eine Kränkung. Besser ist es, vom *Lumbricus* zu sprechen, um ihm ein wenig wissenschaftliche Würde zurückzugeben. Familie: *Lumbricidae*. Art: *Lumbricus terrestris*. Diese Würmer stellen die primäre tierische Biomasse der Erde dar. Anders gesagt, wenn man sie alle auf eine Waage legen würde, dann wären sie schwerer, und zwar bei weitem schwerer als alle *Homo sapiens*, Elefanten und Ameisen zusammen. Um einen Eindruck der Größenordnung zu geben: Auf einen Hektar kommen zwischen einer und drei Tonnen von ihnen. Jedenfalls wenn man von Böden ausgeht, auf die der Mensch noch nicht seine dreckigen Pfoten gesetzt hat.«

Dieses kurze Video von Professor Marcel Combe, das auf Youtube kursierte, hatte Arthur Lust gemacht, seinen Vortrag zu besuchen. Als er aber den gewaltigen Hörsaal betrat, der so gut wie leer war und sich noch ganz neu anfühlte, und sich zwischen mit Schichtholz verkleideten Wänden wiederfand, die einen »natürlichen« Eindruck erwecken sollten, aber die Glas- und Stahlskelette der Gebäude rundherum nur noch mehr unterstrichen, zudem zwischen Studenten, die in den Sitzreihen verstreut waren und sich gegenseitig keines Blickes würdigten, da verließ Arthur der Mut. So hatte er sich sein Agrarwissenschaftsstudium nicht vorgestellt.

Arthur fragte sich, welche Widersinnigkeiten dazu geführt hatten, den Sitz der AgroParisTech in die Betonwüste des Plateaus von Saclay zu verlegen. Der vorhergehende Jahrgang hatte seine ersten beiden Semester noch auf dem Château de Grignon verbrin-

gen dürfen, umgeben von dreihundert Hektar Feldern und Wäldern. Generationen von Studenten hatten hier gelernt, Schafe zu melken und im Unterholz zu vögeln. Stattdessen musste Arthur zwanzigmal am Tag seine Keycard gegen eine Schleuse halten und sich in einem Labyrinth anonymer Gänge zurechtfinden, die sich nur durch die Nummern an den Türen unterschieden. Vor sechs Monaten war er an der Hochschule aufgenommen worden, noch nie in seinem Leben hatte er so selten die Natur gesehen. Draußen zwitscherten nur die Bulldozer, die den Boden aufwühlten. Die Wohnheimzimmer sahen genauso aus wie die Seminarräume und die wiederum glichen Umkleidekabinen im Fitnessstudio. Auf diesem Campus, der alles Nötige versammelte, sparte man gewiss viel Zeit, aber Zeit wofür? Um Pornos zu glotzen, um wieder und wieder an noch besseren chemischen Formeln zu arbeiten? Wer hatte schon Lust, etwas in einer Cafeteria trinken zu gehen, die zweimal am Tag geputzt wurde, oder ein Liedchen in einem Fachschaftsbüro zu singen, das wie ein Goldfischglas auf einem Grünstreifen lag?

Vom ersten Tag an hatte sich Arthur wie im Exil gefühlt. Das Plateau von Saclay, einst einer der fruchtbarsten Böden von ganz Frankreich, war in eine funktionale Wüste verwandelt worden, ein endloses Gewerbegebiet, wo auf den Schildern statt Firmennamen »École polytechnique« oder »Télécom ParisTech« oder »École normale supérieure« stand. Angeblich wurden hier die fähigsten Köpfe Frankreichs versammelt, Studenten wie Wissenschaftler. Aber was wird aus einem fähigen Kopf, der in einem unerbittlich geometrischen Raum gefangen ist, vom fahlen Licht der Neonröhren geblendet wird und sich in einem Wald aus Kränen verliert? Eine atrophische Supermaschine, allzeit bereit, sich mit anderen Supermaschinen zu paaren, um eine Welt aus Supermaschinen zu gebären. War das die Aufgabe, die man den zukünftigen Agraringenieuren der AgroParisTech nun gestellt hatte? Die wichtigsten Vokabeln des landwirtschaftlichen Nachhaltigkeitsssprechs zu er-

lernen, um dann guten Gewissens die Bauernhöfe Frankreichs in solarpaneelgedeckte Fleischfabriken zu verwandeln?

Das Perverseste an dieser Anlage war, dass hier und da ein Tupper Ländlichkeit eingebracht worden war, wie ein Bedauern. Nachdem er die schier endlose Treppe von der Haltestelle des RER B heraufgekommen war, überraschten den keuchenden Studenten ein kleines Wäldchen sowie eine Fläche voll mit hohem Schilf, dann erst gepflasterte Wege und kurzgeschnittener Rasen. Auf dem Campus selbst bewahrte ein sorgsam eingegrenzter Teich einige Quadratmeter ungezähmter Natur. Rings um einen Miniaturstrand aus Kies hatten sich einige Büschel struppigen Grases gehalten, Binsen streckten ihre gelbbraunlichen Blüten von sich, einige Wasserhahnenfüße trieben auf dem Wasser wie riesenhafte Margeriten. Ein verteufelter Tümpel für den Spaziergänger des Anthropozäns.

Jedenfalls hatte sich Arthur geschworen, dass dieses Exil nur vorübergehend sein würde. Sobald er das Diplom in der Tasche hatte, das die Gesellschaft von ihm verlangte, wäre er weg. Wenn man ihn fragte, welchen Tätigkeitsbereich er für sich nach Abschluss des Studiums ins Auge fasste, antwortete er: »Meinen Garten bestellen.« Das war vage, aber ehrlich.

Arthur stand noch immer vor dem Eingang des Hörsaals und zögerte. Zweifellos hätte er auf dem Absatz kehrtdgemacht, wenn er nicht diesen einen Jungen mit ordentlich gekämmten blonden Haaren und markanten Wangenknochen gesehen hätte. Alles an ihm strahlte Gesundheit und Seelenfrieden aus: sein graues T-Shirt, das einen schmalen und muskulösen Körper erahnen ließ, der noch geschlossene Computer auf dem Tisch vor ihm, seine gelassene Ausstrahlung, mit der er wartete, ohne auf dem Sitz hin und her zu rutschen oder auf dem Handy herumzuspielen. Arthur fand ihn bemerkenswert, klar von der Menge der anderen unterschieden, die fiebrig mit sich selbst beschäftigt waren. Er ging

bis zu ihm nach vorne und klappte den Sitz neben ihm runter. Der blonde Junge schob seinen Rechner beiseite, um ihm Platz zu machen, und streckte Arthur umstandslos die Hand entgegen, als wären sie sich am Stand einer Landwirtschaftsmesse begegnet. So viel Spontaneität war ungewöhnlich, selbst unter Studenten. Vor allem unter Studenten.

»Hallo. Kevin. Kevin ohne Akzent auf dem e.«

Lustig, dachte sich Arthur, er sieht gar nicht aus wie ein Kevin, schon gar nicht wie ein Kevin ohne Akzent auf dem e.

Sofort machte er sich wegen dieses dummen Gedankens Vorwürfe und stellte sich seinerseits vor. Kevin lächelte ihn an, ohne etwas zu sagen. Sie klappten beide ihre Rechner auf. Der Vortrag fing bald an. Titel: *Fortschritte und Herausforderungen der Lumbrikologie*. Lumbrikologie, die Wissenschaft von den Regenwürmern. Mit anderen Worten: Da dieses Referat in keinem Studienplan eine Pflichtveranstaltung war, war der Hörsaal nicht besonders voll.

»Ich hätte vielleicht nicht kommen sollen«, murmelte Arthur, der noch Zweifel hatte. »Ich muss morgen noch was für ein Seminar abgeben.«

»Sag das nicht«, fuhr Kevin dazwischen. »Regenwürmer sind ziemlich cool.«

»Warum das? Weil man sie in kleine Stücke schneiden kann?«

»Nein. Mit solchem Blödsinn bringt man sie um.«

»Warum sind sie dann cool?«

»Sie sind zum Beispiel Hermaphroditen. Kommt bei Tieren nicht oft vor. Das hat mich fasziniert, als ich noch ein Kind war. Männlein und Weiblein gleichzeitig.«

»So gesehen wären ja Schnecken auch ...«, sagte Arthur und stand auf.

Zu spät. Marcel Combe, »international anerkannter Experte«, so der Aushang, der den Vortrag ankündigte, trat auf. Arthur setzte sich wieder hin. Warum auch nicht. Der Referent machte ihn neugierig. Er hatte einen wachsbleichen Laboranten erwartet. Da

stand aber ein alter Löwe von über achtzig Jahren, mit lockiger Mähne, glasklarem Blick, Boxervisage, breiten Schultern. Er war sehr gut gekleidet. Sein dunkler Anzug ließ ihn wichtig erscheinen. Seine gepunktete Krawatte wurde von einer silbernen Klammer gehalten. Auch die Regenwürmer hatten ihren Jean Gabin.

Professor Combe genoss die Wirkung seines Auftritts. Er ließ einen gleichgültigen Blick durch die spärliche Zuhörerschaft schweifen und vertiefte sich dann in die brandneue Elektronik, die in das schwere Holz des Podiums eingelassen war.

»Donnerwetter! Ihr seid hier aber verwöhnt«, bemerkte er mit rauer Stimme.

Gemurmel im Saal. Studenten von Eliteuniversitäten lieben es insgeheim, wenn man sie an ihre Privilegien erinnert.

»Regenwürmer mussten getötet werden, um diesen Campus zu bauen!«

Stille. Arthur dachte an die Szene aus *Sieben Jahre in Tibet*, in der die buddhistischen Mönche in Lhasa mit eigenen Händen die Regenwürmer retten, bevor sie die Fundamente eines Gebäudes gießen. Westliche Architekten trafen solche Vorkehrungen nicht. Arthur spähte auf eine Reaktion Kevins, der aber saß aufrecht auf seinem Sitz, die Finger über der Tastatur, bereit für die erste Information, die es sich aufzuschreiben lohnte.

»Ich darf mich vorstellen. Meine Abschlüsse sind schnell aufgezählt, weiter als bis zum Schulabschluss bin ich nicht gekommen. Ich habe als Gärtner angefangen. Ich habe in der Praxis gelernt. Und dann war ich Direktor des INRA, das, wenn ich es richtig verstanden habe, bald hierher, in Ihre Nachbarschaft, umziehen wird. Da wird man ganz besonders hübsche Labore haben und noch weniger Zeit im Gelände, auf den Feldern verbringen können. Entsprechend wird man dann noch mehr Quatsch von sich geben.«

Ein kleiner Schluckauf. Das INRA, das Nationale Institut für agronomische Forschung, war schließlich keine Kleinigkeit. Arthur fragte sich, ob sie es mit einem Wissenschafts-genie oder einem

verrückten Verschwörungstheoretiker zu tun hatten. Kevin wartete immer noch vor seinem Bildschirm, der Strich des Cursors blinkte im jungfräulichen Dokument.

»Wie Sie wissen, sind es die Regenwürmer, die die Grundlage des Bodenlebens schaffen. Durch ihre ununterbrochene Verdauung, die sie jeden Tag das Äquivalent ihres eigenen Körpergewichts verzehren lässt, zersetzen sie organische Materie in biogene Stoffe, von denen sich wiederum die Pflanzen ernähren. Man schätzt, dass Regenwürmer pro Jahr und pro Hektar dreihundert Tonnen Material verschlingen und wieder ausscheiden. Ja, recht gehört, dreihundert Tonnen! Die Erde, über die Sie laufen, die Erde, die uns mit Nahrung versorgt, besteht in der Tat zu einem Großteil aus den so entstandenen organisch-anorganischen Verbindungen, mit anderen Worten aus Regenwurmscheiße. Genau deshalb vermutete der große Charles Darwin, dass unser Regenwurm das wichtigste Tier der Evolution ist. Ohne ihn bricht alles zusammen.«

»Ach ja, Darwin«, murmelte Arthur.

Erinnerungen an eine Darwin-Biografie kamen zurück.

»In seinem letzten Buch«, dozierte er seinem Nachbarn. »Er hat jahrelang die Regenwürmer in seinem Garten studiert.«

Kevin nickte.

»... zweihundertsiebzig Tonnen pro Hektar und Jahr!«, rief der Professor.

Arthur hatte den Faden verloren. Mechanisch schrieb er die Zahl auf.

»Darwin hatte es dabei belassen, das Gewicht ihrer Ausscheidungen zu berechnen, die an der Oberfläche abgelagert werden. Ich bin der Einzige, der ihr vollständiges Gewicht berechnet hat, und zwar auch unter der Erdoberfläche. Der Einzige seit Darwin!«

Arthur und Kevin sahen sich belustigt an.

»Entsprechend hoffe ich, dass Sie in Zukunft etwas freundlicher mit Regenwürmern umgehen werden.«

Marcel Combe hatte mit seinen tausendfach erprobten Zahlen, Referenzen und Formeln einen Rahmen abgesteckt, der vielleicht genügte, um ein Auditorium voller Laien zu ergötzen. Aber die Studenten im Hörsaal blieben skeptisch. Das Studium der Agrarwissenschaften bestand zum Großteil darin, den Ausführungen von Spezialisten zuzuhören, die die alles entscheidende Bedeutung ihres Fachgebiets erklärten, die sie heimsuchende Ungerechtigkeit beklagten und schlussendlich höhere Subventionen forderten. Marcel Combe spielte also seinen Trumpf aus: die Fortpflanzung der Regenwürmer.

»Die Lebensweise der Regenwürmer ist schlichtweg faszinierend. Anders als ihre Vorfahren aus dem Meer sind die *Lumbrici* des Festlands Hermaphroditen. Jedes Individuum besitzt ein männliches Geschlechtsorgan, teils in Form eines winzigen Penis, und ein weibliches Geschlechtsorgan.«

Kevin musste über Arthurs plötzliche Aufmerksamkeit lächeln.

»Die Kopulation vollzieht sich gegengleich. Die Sache kann mehrere Stunden in Anspruch nehmen – das setzt die Leistungen von uns Menschen ins Verhältnis!«

Nur zwei oder drei verhaltene Gluckser. Die Witze von Marcel Combe passten ganz offensichtlich nicht zu den Studenten der AgroParisTech. Arthur war besessen von dem Gedanken, auf keinen Fall so enden zu wollen. Als alter, schlüpfriger Wissenschaftler.

»Die beiden Partner tauschen ihre Spermien aus, ohne sich zu vereinigen. Sodann bildet jeder auf seiner weiblichen Seite Eizellen, und das Ganze wird in Kokons gepackt, die unterirdisch abgelegt werden. Die Befruchtung vollzieht sich also einzeln, wenn ich so sagen kann, und in jedem Fall außerhalb des Körpers der Eltern. Aus dem Embryo wird schließlich eine Larve, und die Würmchen durchbohren ihre Kokons, wie es Milliarden über Milliarden Würmchen seit mehr als zweihundert Millionen Jahren getan haben. Dann machen sie sich an ihre Aufgabe, den Erdboden für uns zu pflegen, wofür wir ihnen so wenig Anerkennung zollen.«

Die Pointe war ganz nett. Aber Marcel Combe konnte nicht anders, als alles zu verderben.

»Im Grunde also ist die Fortpflanzung von Regenwürmern Schwulensex, gefolgt von künstlicher Befruchtung unter Mädchen.«

Da wachte der Hörsaal auf.

»Was ist das denn für ein alter Arsch?«, rief Arthur, während sein Sitznachbar herzlich lachte.

Mehrere Studenten standen schockiert auf und gingen. Sie gaben Marcel Combe unverblümt zu verstehen, dass man mit solchen Themen keine Witze machte. Und schon gar nicht so.

»Aber ich möchte das doch gar nicht bewerten ...«, verteidigte dieser sich ungelentk. Er war es gewohnt, vor einem Publikum aus etwas älteren Landwirten zu sprechen, die über seine »politisch unkorrekten« Witzeleien lachen konnten, wie er selbst mit Stolz behauptete.

Niemand hatte gedacht, dass ein Vortrag über Regenwürmer solche Wallungen provozieren würde. Da die Studenten der AgroParisTech wohlgezogen sind, begnügte sich die Mehrheit damit, zornige Tweets abzusetzen, #lumbrifascho. Einige verließen den Saal und drohten Marcel Combe mit schwerwiegenden Konsequenzen. Arthur schwankte, ob er ihnen folgen sollte. Aber ein Seitenblick auf seinen Nachbarn, der ruhig abwartete und ganz fröhlich schien, brachte ihn davon ab.

»Schockiert dich das nicht?«, fragte er Kevin.

»Gar nicht, ist doch lustig.«

Der Professor fuhr sich mit der Hand unentschlossen durch das weiße Haar. Mit ihren Flecken und Falten verrieten Hände diejenigen, die jünger aussahen, als sie eigentlich waren. Sie nahmen die Runzeln an, die man an anderer Stelle überspielte. Das Schauspiel des besiegtten, von der Bühne vertriebenen Jean Gabin war für niemanden ein Sieg.

Marcel Combe seufzte.

»Ich werde mit Ihnen nun die Ergebnisse einer seit fünfzig Jahren laufenden Forschung teilen ...«, hob er wieder an und klammerte sich an das, was ihm in dieser Welt, die er nicht mehr verstand, noch einen Platz sicherte. Fünfzig Jahre auf Feldern und in Laboratorien, in denen er Regenwürmer betastet, untersucht, vermessen und seziert hatte. Fünfzig Jahre, in denen er Forschungsaufsätze publiziert hatte, die von einer Handvoll obskurer Lumbrikologen gelesen wurden. Fünfzig Jahre, in denen er Spötteleien und verlegene Blicke abbekommen hatte, sobald er nach seinem Beruf gefragt wurde.

Seine mit kühler Strenge vorgetragene, mit Zahlen und Grafiken untermauerte Vorlesung begeisterte Arthur. Er entdeckte ein unterirdisches Universum. Die endlosen Räume, die die Philosophen verzückten, befanden sich nicht über unseren Köpfen, sondern unter unseren Füßen. Regenwürmer verwandeln den Boden in ein Labyrinth aus Wegen, Kreuzungen, Schächten und Verstecken. Jeder Quadratmeter Boden verbirgt ein Netz von fünf Metern Gängen, dichter noch als das einer Pyramide. Diese Gänge sind es, die die für das Leben notwendigen Nährstoffe aus den Eingeweiden der Erde nach oben holen und die, in entgegengesetzter Richtung, das Regenwasser abfließen lassen und es in Reserve halten. Ohne diese komplexe Architektur verdichten sich die Böden, das Wasser rauscht über sie hinweg und die Pflanzen verhungern.

Regenwürmer sind blinde Pharaonen. Sie nehmen sich die Lebenszeit, souveräne Herrscher ihrer selbst, Meister ihrer biologischen Uhr. Auf der Flucht vor dem Licht durchfurchen sie langsam ihr Königreich, ziehen sich zusammen und dehnen sich aus wie ein Akkordeon. Sie laufen nicht Gefahr zu ersticken, sie atmen durch ihre Haut. Um niemals Mangel zu leiden, lagern sie ihre eigenen Ausscheidungen, lassen sie fermentieren und fressen sie ein weiteres Mal. Sie halten Winterschlaf, kugeln sich in tiefer Lethargie zusammen. Im Sommer fliehen sie vor der Hitze und tref-

fen sich in kühleren Zimmern wieder, umso tiefer im Untergrund, je höher die Bodentemperatur steigt. Sie palavern endlos miteinander und lassen die Dürre verstreichen. Wenn sie nach zwei oder drei Jahren sterben und vor Osiris erscheinen, auf dass er ihr Herz wiege, sind sie die Gewinner: Sie besitzen fünf Herzen.

Natürlich ist Regenwurm nicht gleich Regenwurm. Man verzeichnet mehr als fünftausend Arten auf allen Kontinenten. Professor Combe hatte sie bis ins Kleinste erforscht. Detailliert hatte er ihr paläobiologisches Schicksal in Abhängigkeit von der Platten tektonik nachgezeichnet. In allen vier Himmelsrichtungen hatte er ihnen nachgespürt. Er hatte unzählige Versuchsanordnungen erfunden. Kevin tippte ohne Unterlass. Was Arthur am tiefsten beeindruckte, war die wissenschaftliche Demut, die durch die Prahlerien des alten Haudegens schimmerte. Marcel Combe wurde nicht müde zu betonen, dass die Lumbrikologie noch in den Anfängen steckte, wie überhaupt die Erforschung des Bodenlebens. Zweifellos war die hingebungsvolle Arbeit an der Lumbrikologie, von der die größere Öffentlichkeit nichts wusste und auf die andere Wissenschaftler herabsahen, eine Schule der Bescheidenheit.

»Noch heute ist niemand in der Lage, die Funktionsweise eines Erdklumpens zu beschreiben«, erklärte der Professor. »Unter dem Mikroskop zeigt sich eine ungeheuerliche Diversität. Kein Millimeter gleicht dem anderen. Da finden sich Bakterien, Hefen, tote Biomasse, anorganische Partikel, kurzum Millionen disparater Elemente, deren Mehrheit uns vollständig unbekannt ist. Aber der Erdklumpen funktioniert! Er atmet Sauerstoff ein und Kohlendioxid aus. Auf welche Weise? Durch welches biochemische Wunder? Niemand weiß es.«

In einer Zeit, in der noch der kleinste Nerd vorgab, die Welt neu zu erfinden, fand Arthur es beruhigend, in Marcel Combe einen echten Weisen zu erblicken: einen neugierigen Geist, der weiß, dass er nichts weiß.

Nach dem eineinhalbstündigen, eher technischen Vortrag war

der Vorfall vom Beginn zwar vergessen, aber ebenso hatte die Aufmerksamkeit der Studenten der AgroParisTech spürbar nachgelassen. Arthur blickte sich um und bemerkte, dass auf den meisten Rechnern eine Facebook- oder Instagramseite offen war. Er selbst hatte angefangen, Mails zu schreiben.

Der Hörsaal wachte wieder auf, als Marcel Combe zum langen Finale seiner Rede ansetzte und mit der Emphase eines altmodischen Schauspielers die sich vollziehende ökologische Katastrophe beschrieb. Das tiefe Pflügen und die Ausbringung von Pestiziden haben die Regenwurmpopulation auf den meisten Kulturlflächen dezimiert, bis auf einige Dutzend Kilo pro Hektar. Der Boden besteht also nicht mehr aus Erde, er wird zu einer festen und leblosen Trägersubstanz, eine gigantische Abstellfläche, auf der man Dünger ausstreut, um kommerzielle Produkte einzubringen, die wie Pflanzen aussehen und nach nichts schmecken. Daher auch Erdrutsche, Rückgang des Grundwassers und natürlich schwindelerregende Verarmung der Ökosysteme. Die *technoscience*, wie Marcel Combe es nannte, hatte der Wissenschaft den Rücken zugewandt; der Produktivismus der industriellen Landwirtschaft hatte die natürliche Fruchtbarkeit der Böden ruiniert; die Menschheit hatte es fertiggebracht, in einigen Jahrzehnten das feine Gleichgewicht zu zerstören, das sich in Jahrmillionen der Evolution eingestellt hat.

»Ohne Regenwürmer«, resümierte Marcel Combe, »keine Erde. Der Astrophysiker Hubert Reeves hat gewiss nicht aus Zufall erklärt, dass das Verschwinden der Regenwürmer mindestens so beunruhigend ist wie das Abschmelzen der Gletscher.«

Arthur fühlte sich niedergeschlagen. Das war also nichts, was ihm aus den Tiefen seiner Umweltangst helfen würde.

Allerdings, wenn man Marcel Combe glaubte, der nicht gern ein verzweifelter Publikum zurückließ, könnte der Regenwurm unser wichtigster Verbündeter werden. Zunächst ist es möglich, ihn durch Inokulation wieder in Böden anzusiedeln, eine Metho-

de, die vor gut hundert Jahren von einem gewissen Mr. Ashmore entdeckt wurde, einem Bauern in Neuseeland. Besser noch, man kann sie zur Beseitigung der Abfälle der Menschheit einsetzen. Professor Combe hob zu einer Eloge der Wurmkompostierung an, die darin besteht, eine Kolonie Regenwürmer mit unseren organischen Abfällen zu ernähren, vom Karton bis zur Kartoffelschale: Nach einigen Monaten haben sie sich in feinen und geruchlosen Wurmkompost verwandelt, eine schwarze krümelige Masse, mit der man sowohl Topfpflanzen als auch landwirtschaftliche Flächen düngen kann.

»Für Privathaushalte gibt es bereits heute kleine und sehr elegante Küchenmöbel«, präzisierte Marcel Combe. »Man stapelt einige Schubladen übereinander, legt in die oberen Fächer Abfälle und bekommt unten Kompost in fester und flüssiger Form heraus.«

»Stell dir so ein Ding mal bei uns im Studentenwohnheim vor«, fantasierte Arthur.

»Auf alle Fälle wird irgendein Knallkopf dagegenkicken«, fügte Kevin hinzu. »Erklär das mal der Hausverwaltung. Tausende kleine rosa Würmer, die überall herumstreunen.«

Arthur lachte laut auf, was ihm strafend gerunzelte Augenbrauen von Marcel Combe einbrachte.

»Sie werden weniger lachen«, fuhr der Professor fort, »wenn sie die industriellen Potenziale der Wurmkompostierung begreifen, die ich *Lumbripolytechnik* nenne.«

Das war der Moment zum Träumen. Der Traum von Marcel Combe und seinen Regenwürmern, die die Menschheit retten.

»Man könnte regelrechte Fabriken errichten, in denen Milliarden von Würmern in gigantischen Behältern zu unserem gemeinsamen Wohl tätig sind. Kompostierung, Filtration, Sortierung, alles ist mit diesem Tier möglich. Die entsprechenden Versuche habe ich durchgeführt. Die Ergebnisse sind überzeugend. Als Investition würde ein Tausendstel, ein Millionstel jener Summen ge-

nügen, die heute in digitale Schwachsinnigkeiten gesteckt werden, um die Böden zu düngen, die städtischen Abfälle zu recyceln, Wasser zu klären, Abwässer von Zuchtbetrieben zu behandeln, Gülle zu beseitigen. Kurz gesagt, um unsere größten Probleme zu lösen. Eine Sache nur betrübt mich: dass ich das in meiner Lebenszeit nicht mehr sehen werde. Ich habe mich um die Würmer gekümmert, bevor sich die Würmer um euch kümmern werden.«

Arthur hörte etwas Gekicher. Marcel Combe hatte sich aufgerichtet und ließ seinen Blick in die Ferne schweifen, über die Studenten hinweg, die damit beschäftigt waren, sich an der Nase zu kratzen oder einen Post zu *liken*. Er war ganz alleine auf dem Podium. Er wusste, dass niemand ihm glaubte. Zu einfach, um wahr zu sein.

»Was ist der Mensch?«, rief Marcel Combe aus, den nun nichts mehr aufhalten konnte. »*Homo*, etymologisch betrachtet nichts anderes als *Humus*. Deshalb ist es der Humus, der den Menschen retten wird.«

Ein gelangweilter Applaus quittierte diesen Schlusssatz. Arthur klatschte energisch in die Hände. Kevin auch. Der freundliche Lärm, den sie machten, vermochte den Patriarchen der Regenwürmer vielleicht ein wenig zu trösten.

»Ich beantworte keine Fragen«, sagte Marcel Combe hochmütig und räumte seine Unterlagen zusammen.

*

Die beiden Jungs plauderten im Anschluss an den Vortrag noch miteinander. Der Enthusiasmus des einen bestärkte den des anderen. Wenn sie sich nicht begegnet wären, wäre der Vortrag wahrscheinlich in der Flut alltäglicher Lehrveranstaltungen untergegangen. So aber hatten sie den perfekten Vorwand gefunden, um Freundschaft zu schließen.

Sie widmeten also ihre langen Abende auf dem Plateau von Sac-

lay der Vertiefung ihrer Kenntnisse, was Regenwürmer betraf. Sie abonnierten einige der wenigen Spezialblogs zum Thema und lasen die entsprechende Bibel aus der Feder von Marcel Combe. Sie durchstöberten die Fachliteratur und tauschten sich über ihre Funde aus. Arthur weitete seine Forschungen auf Geschichte und Literatur aus, was lange seine Lieblingsfächer gewesen waren. Er kam mit leeren Händen zurück. Nach Kleopatra, die die Wichtigkeit des Regenwurms für die Fruchtbarkeit des Niltals begriffen und ihm den Status eines Halbgottes zugewiesen hatte, hatten die Könige dieser Welt Adler, Löwen, Bienen oder Salamander vorgezogen. Schriftsteller schienen sich kaum für ihn zu interessieren. Selbst der Vers, mit dem Victor Hugo einem »Regenwurm, verliebt in einen Stern«, literarisches Leben verliehen hatte, war nicht gerade schmeichelhaft. Mit dem Regenwurm bezeichnete Hugo Ruy Blas, den obskuren Diener, während der Stern selbstverständlich die Königin von Spanien war. Es brauchte schon einen romantischen Schriftsteller, um der Quelle allen Lebens einen leblosen Himmelskörper vorzuziehen.

Arthur und Kevin teilten das seltene Gefühl, sich einen fast unbearbeiteten Forschungsgegenstand zu erschließen. So entstand zwischen ihnen schnell die Komplizenschaft der Entdecker. Wehevoll schworen sie sich, die Regenwürmer niemals aufzugeben. Ihnen, auf welche Art und Weise auch immer, ihre Karriere und ihr Leben zu widmen.

Die beiden machten es sich zur Gewohnheit, gemeinsam aus den tristen Zimmern des Studentenwohnheims für Agraringenieure zu fliehen und im obersten Stockwerk des Hauptgebäudes ein Bier auf der Uniterrasse zu trinken. Sie gingen an den schmächtigen, für *urban gardening* reservierten Flächen vorbei und stützten die Ellenbogen auf die Brüstung. Von dort aus sah man ein Wäldchen und daneben ein altes Benediktinerkloster, das auf wundersame Weise die Verstädterung des Essonne überlebt hatte. Der Blick auf die dunkle Masse des Waldes war versperrt durch die Hochbahn-

gleise des zukünftigen *Grand Paris Express* und hinterleuchtet vom Licht der Stadt. Diese Natur, der noch eine Gnadenfrist gesetzt war, lud sie zum Philosophieren ein. Sie würden nicht große Worte machen wie die Generationen vor ihnen. Sie sahen, wie die Welt aus den Fugen geriet, und versuchten, im bevorstehenden Zusammenbruch eine Rolle für sich zu finden.

Arthur predigte gegen das Übel des Überflusses, und das mit jener verfehlten Hoffnungslosigkeit eines Zwanzigjährigen, der sich einen Spaß daraus macht, an nichts mehr zu glauben, weil er noch an sich selbst glaubt. Er war Einzelkind und seit jeher an einsame Monologe gewöhnt, nun hatte er endlich sein Publikum gefunden. Mitten in der Nacht noch auf den Beinen, das Gesicht von unten, von den Lichtspots im Boden beleuchtet, geißelte er den Produktivismus, verfluchte er die endlose Vervielfältigung unserer Bedürfnisse und pries er die Mäßigkeit in jeder Hinsicht. Um die Welt von heute zu beschreiben, zitierte Arthur oft die Zahlen von Jean-Marc Jancovici, genannt Janco, jenem Ingenieur, der von einer sehr ernst gewordenen Jugend vergöttert wurde, die versuchte, das Ausmaß der von ihren Eltern hinterlassenen Katastrophe zu begreifen. Um sich die Welt von morgen vorzustellen, griff er auf Epiktet, Rousseau oder Élisée Reclus zurück. Besserwisserei gab es bei ihm nicht. Die Klassiker gehörten schlicht und ergreifend zu seiner vertrauten Umwelt; er zitierte sie, wie man von den Verlautbarungen eines besoffenen Kumpels erzählt, ohne sich ganz sicher zu sein, ob man das ernst nehmen kann.

Arthur hatte eine besondere Vorliebe für Henry David Thoreau, der für einige Jahre als Quasi-Eremit an den Ufern des Walden Pond gelebt hatte, im hintersten Winkel von Massachusetts. Das war einmal einer, der die Einfachheit des Lebens bis zur letzten Konsequenz getrieben hatte. Er verbrachte seine Zeit nicht damit, anzuhäufen, sondern damit, loszuwerden, er lebte in einem einzigen Zimmer mit drei Stühlen (»einer für die Einsamkeit, zwei für die Freundschaft, drei für die Gesellschaft«), er gab alle Aufputsch-

mittel auf (darunter auch den Kaffee, der ihm das Morgenlicht verdarb) und wies sogar einen geschenkten Fußballtreter ab (wofür war er gut? Die Erde ist nicht dreckig). Indem er seinen kleinen Gemüsegarten bestellte, erfand er, ohne es zu wissen, die Technik der Direktsaat, ohne Pflug. War Thoreau ein Libertärer oder ein Anarchist, ein Dichter oder ein Philosoph? Das war Arthur ziemlich egal. Für ihn war Thoreau das Ideal eines freien Menschen.

Von seinem Vater, einem Anwalt, hatte Arthur die rhetorische Gewandtheit geerbt, den Geschmack für Fragen und Kunstpausen sowie einen gewissen Zynismus bezüglich der Politik, sodass er stets Abstand zu jedem Aktivismus hielt. Nach seinem Abitur am Lycée Henri IV. hatte er ein agrarwissenschaftliches Vorstudium aufgenommen, ein wenig aus Angeberei, um seine einzigartige Intellektuellenpersönlichkeit zu kultivieren. Man hatte ihm ein geisteswissenschaftliches Vorstudium und die École normale supérieure empfohlen, das entsprach ganz natürlich seiner Neigung für Autoren, die seit mehr als einem Jahrhundert tot sind, deren Ego niemanden mehr stört und deren Gedanken deshalb umso lebendiger sind. Aber Arthur konnte ausgetretene Pfade nicht aussteigen. Er hatte keine besonders hohe Meinung von seinen zukünftigen Schulkameraden, Philosophielehrlinge, die irgendwas über Entschleunigung und Wachstumsrücknahme faselten, aber dabei völlig unfähig waren, einen Lauch zu pflanzen. Er hatte Angst davor, dass seine intimsten Überzeugungen durch den Herdentrieb vorgeblicher Rebellen kompromittiert werden könnten. Vor allem aber konnte er sich nicht vorstellen, mit kritischem Denken sein Brot zu verdienen. Er wollte weder ein Exegeseprofi noch ein Befehlsfrenetiker werden. Wenn die Philosophie, die so lange die Welt interpretiert hatte, nunmehr die Aufgabe besaß, die Welt zu verändern, dann war es Zeit, die Ärmel hochzukrempeln.

Arthur war also in den naturwissenschaftlichen Zweig gewechselt, um Biologie und Geowissenschaften zu studieren. Den Studienplatz an der AgroParisTech hatte er ohne große Schwierigkeiten

bekommen. Zumindest konnte er dort Herr seiner eigenen Ideen bleiben, ohne sie in einen Kreuzzug oder eine Karriere verwandeln zu müssen. Wie Thales, stolz auf die Erträge seiner Olivenbäume, oder wie Montaigne, hocherfreut über die ordentliche Pflanzung seiner Melonen, liebte er es, am Ende des Tages Erde unter den Fingernägeln zu haben. Auch wenn er davon überzeugt war, dass seine Anstrengungen schlussendlich vergeblich sein und ein Großteil der Arten im sechsten Massensterben verschwinden würden, so würde er doch seinen Teil leisten, an vorderster Front und nicht versteckt hinter Büchern und Kolloquien.

Kevin, so wortkarg wie Arthur redegewandt, lauschte den Tiraden seines Klassenkameraden mit der Neugier eines Kindes, das eine Fliege beobachtet, wie sie immer wieder gegen die Scheibe knallt. Er bewunderte seine Bildung, ohne genau zu wissen, wozu sie gut war. Er war immer einverstanden mit ihm, hatte aber auch gar keine Lust, nach Widerspruch zu suchen. Er konnte sich vorstellen, wie anstrengend eine so dauerhafte Entrüstung sein müsste, und gab seinem Freund das Wertvollste, was er besaß: seine robuste, zuverlässige, aufheiternde Präsenz. Er saugte Arthurs Worte auf wie ein guter Boden das Wasser.

Kevin war ebenso wenig vorherbestimmt, Agraringenieur zu werden, aber aus anderen Gründen. Seine Eltern waren einfache Landarbeiter, seine Mutter hatte einen Zeitvertrag in einer Käserei, wo sie tagein, tagaus fermentierte Schafsmilch abpackte, sein Vater war Traktorfahrer bei einer Genossenschaft und wurde je nach Saison und Bedarf bezahlt. Sie hatten in einem x-beliebigen Dorf im Limousin ein Haus aus Leichtbetonsteinen gemietet, und obwohl sie schon seit vielen Jahren dort lebten, fühlten sie sich auf der Durchreise, so wie sie sich in ihrem ganzen Leben auf der Durchreise fühlten. Ihre Vorfahren waren seit Generationen Tagelöhner und Landstreicher gewesen, von wirtschaftlichen Umschwüngen gebeutelt, immer bereit, die Löcher der

Gesellschaft zu stopfen. In ihrem Gedächtnis war es fest verankert, nur ein Bündel zu besitzen, und sie wussten, dass sie es jederzeit schnüren konnten, wenn die Arbeit ausgehen sollte. Deshalb litten sie an keiner Unruhe. Sie waren ein Pärchen ohne Geschichte, ohne Bindungen, ohne Ehrgeiz, ohne Ressentiment. Nie stieß ihnen etwas Denkwürdiges zu und sie beklagten sich nicht darüber. Es schien, als hätte das Schicksal alle ihnen zustehenden Glückfälle in diesem einen antik schönen, sanftmütigen und arbeitsamen Kind versammelt. Sie hatten es aus der Distanz erzogen, ohne es zu sehr anzutasten, ängstlich, aus Ungeschicklichkeit dieses überdurchschnittliche Samenkorn zu verderben, das einfach nur alleine wachsen wollte.

Ohne es wirklich zu wollen, gelang Kevin so alles, was er anging. Nach der Mittelschule ging er auf ein Gymnasium mit landwirtschaftlichem Schwerpunkt und folgte auf diese Weise der gewöhnlichen Laufbahn der meisten Kinder in diesem Teil des Landes. Weil er gut in der Schule war, schickte man ihn auf den technischen Zweig, wo er Biowissenschaften und -technologien lernte. Weil er gut in der Schule war, machte er in Limoges ein *diplôme universitaire de technologie* und nicht das übliche *brevet de technicien supérieur*, was ihm den Besuch einer weiterführenden Hochschule ermöglichte. Weil er gut war, meldete ihn einer seiner Professoren für die Aufnahmeprüfung der AgroParisTech an, dort waren fünfzehn Plätze pro Jahr für den »berufspraktischen Zweig« reserviert. Weil er gut war, wurde er aufgenommen. Und da war er nun, wider Erwarten, mit der zukünftigen Elite des Landes. Er legte nicht sonderlich viel Wert darauf, aber nutzte die Chancen dieses neuen Umfelds doch gern. Ein wenig nach dem Vorbild seiner Eltern vagabundierte Kevin herum, aber in einer Art und Weise, die die anderen für Ehrgeiz halten konnten.

Die einzige Enttäuschung für ihn war, nicht nach Paris zu ziehen, das er so gerne besser kennengelernt hätte; fast hätte er die Aufnahme an die Schule abgelehnt, als er erfuhr, dass sie sich

Die Übersetzung der Gedichtzeilen von Charles Baudelaire auf Seite 120 stammt von Carlo Schmid, »Das Geschmeide«, in: *Die Blumen des Bösen*, Frankfurt am Main 1976, S. 207–208.

Erste Auflage Berlin 2025

Copyright der deutschen Ausgabe

© 2025 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe *Humus*

© 2023 Éditions de l'Observatoire / Humensis

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werkes für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Karin Kolb, Berlin

Layout und Satz: Hermann Zanier, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-1036-4

www.matthes-seitz-berlin.de